

## Dialog mit Paul VI.

## Zu dem Buch von Jean Guitton

Der erste Eindruck des viel diskutierten Buches<sup>1</sup> ist nicht gut. Unwillkürlich drängt sich ein Vergleich aus dem Bäckereigewerbe auf: eine Festtagstorte mit glänzendem Zuckerguß in den päpstlichen Farben, und die sich beim Verzehr als übersüß und unangenehm parfümiert erweist. Gebacken zum 70. Geburtstag des Papstes wird sie nun in den Konditoreien der westlichen Welt feilgeboten. Denn dieses Papstbuch, in Rom vom Verfasser in einer Pressekonferenz vorgestellt, erscheint mit einem Schlag in vielen Sprachen.

Paul VI. hatte, so hört man, Einblick in das Manuskript und hat es mit einem lateinischen Telegramm gutgeheißen: „Nimis bene de nobis scripsisti – Allzugut hast du über Uns geschrieben.“ Ein Wort der Bescheidenheit. Und vielleicht doch auch der Ausdruck einer ersten Kritik? „Nimis“ heißt allzuviel. Allzuviel Bewunderung, allzuviel Weihrauch, allzuviel Poesie . . . Gewiß, Jean Guitton, der Verfasser dieser „Dialoge mit Paul VI.“ (wie der ursprüngliche Titel heißt), Professor der Philosophie an der Sorbonne, Mitglied der Akademie, mit einem Oeuvre von 40 Bänden, ist nicht irgendwer. Aber 1901 geboren huldigt er einem Stil, dessen Stunde längst geschlagen hat. Jean-Marie Paupert rechnet ihn mit Maritain zusammen zu dem „vieillards de chrétienté“, den Greisen einer christlichen Epoche, die vorüber ist.

Guitton ist seit langen Jahren mit Montini befreundet, so darf man es wohl nennen. Es muß beglückend sein, wenn der Freund Papst wird und als Papst an der Freundschaft festhält. Ein Papst ist so einsam! Es ist beglückend, aber auch gefährlich. Denn nicht nur sieht der Freund den also erhobenen mit

den Augen der Verehrung; er fühlt sich selbst mit hinaufgehoben in das Licht und ist als ein solcherweise angestrahelter versucht, sich zu überheben. Hier scheint uns ein Schlüssel zum menschlichen Verständnis des Buches zu liegen, einem Verständnis, das manches verzeihen läßt.

Das Unbehagen stammt nicht etwa daher, daß der Philosoph Guitton das biographische Genre nicht beherrscht. Wer z. B. seinen Monsieur Pouget kennt, weiß, daß das keineswegs zutrifft. Guitton hat eine ganze Reihe von Biographien geschrieben: über Kardinal Sallière, über Thellier de Poncheville, über seine Mutter. Er sagt selbst, es habe ihn gelockt, diese Porträtreihe mit dem Papstbuch zu krönen. Doch hier, in dieser Höhenregion, verliert er das Gefühl für die Maßstäbe. Es ist nicht gerade bescheiden, seine Dialoge mit denen Platons und mit dem Johannesevangelium in Parallele zu setzen, selbst wenn er damit nur klarmachen will, wie diese seine Dialoge mit dem Papst zu verstehen seien.

Die nüchterne und durchaus verzeihliche Frage des Lesers wird ja sein: Haben diese Gespräche stattgefunden oder nicht? Hat Paul VI. das wirklich gesagt? Ebenso werden Biographen und Historiker wissen wollen: Was ist hier historisch? Guitton gibt zu: den Dialogen lägen keine Stenogramme zugrunde. Sie haben stattgefunden, aber nicht wörtlich so, wie sie hier stehen, es sei denn an den wenigen Stellen, an denen er ausdrücklich auf die wörtliche Wiedergabe aufmerksam macht. Seine Dialoge bieten eine Transposition. Sie sind wahr; aber ihre Wahrheit ist von einer höheren Art. Sie vermitteln einen Einblick in Persönlichkeit und Denken des Papstes, wie sie der Gesprächspartner aus fast zwanzigjährigem Austausch kennt. Insofern wird man sie ernst nehmen müssen, wenn ihnen oft auch etwas Unscharfes anhaftet.

Vieles in diesen Gesprächen mutet uns sehr „sublim“ und „poetisch“ an. Ist der Papst so? Oder ist so vor allem sein Interpret? Hier

<sup>1</sup> Jean Guitton, Dialog mit Paul VI. Wien: Molden 1967. 304 S. Lw. 19,80. Das französische Original erschien unter dem Titel „Dialogues avec Paul VI“ im Verlag Fayard, Paris. Wir zitieren die französische Ausgabe mit F, die deutsche mit D.

kommt die Frage nach der Ichbezogenheit des Autors wieder. Wie weit geht der intellektuell-platonisch-poetische Charakter der Dialoge auf Paul VI. zurück? Oder sagt dieses Buch nicht zuallermeist etwas über Jean Guitton aus, der darin reichlich zu Wort kommt? Wie der Kritiker von „Le Monde“ bemerkt, fällt es dem Leser überhaupt schwer, die beiden Gesprächspartner auseinanderzuhalten, so sehr bediene sich in diesen Gesprächen auch der Papst der typisch Guittonischen Sprache (du language typiquement „guittonien“). Doch ist damit noch nicht alles entschieden: Immerhin hat Montini diesen Gesprächspartner akzeptiert, und es muß wohl so etwas wie eine gemeinsame Wellenlänge zwischen ihnen bestehen, was wiederum nicht besagt, daß uns hier alle Kammern zum Wesen des Papstes geöffnet werden. Schon Höflichkeit legt nahe, auf Themen und Niveau des Gesprächspartners einzugehen. Im Spiegel dieser Dialoge erscheinen gewiß bestimmte Züge im Bild Pauls VI., doch nicht alles.

Doch warum wird uns dieses Bild in einem so schwülstigen, barocken Rahmen geboten? Der Guittonische Stil ist unangenehm emphatisch; etwa wenn ihn die mittägliche Siesta-Stunde, da er zum erstenmal mit Montini zusammentraf, an die halbe Stunde der Stille gemahnt, die nach Offenbarung 8 im Himmel entstand, da das Lamm das siebente Siegel öffnete (F 23, D 23); oder wenn die im Wind flatternden Gewänder des Papstes mit dem Sturm der Nike von Samothrake verglichen werden (F 111, D 98). Kann man es anders als eine schlimme Geschmacklosigkeit nennen, wenn er zum Papstbesuch im Heiligen Land vermerkt, dies Land sei nun „nicht mehr dieselbe Landschaft, einfach deshalb, weil sie sich in diesen Augen gespiegelt hat“, und in künftigen Baedeker-Ausgaben werde darauf gewiß hingewiesen werden! (F 59, D 55). Doch was kann Paul VI. dafür? Sein eigener Geschmack wird als attisch-florentinisch, allem Pomp und Schwulst abhold geschildert. Er hat gewagt, wovor Pius XII. und Johannes XXIII. zurückschreckten, die Räume im Vatikan drastisch zu vereinfachen und zu modernisieren.

Der Mensch, der uns in Guittons Montini entgegentritt, ist ein sehr sensibler Intellektueller, ein Mann der Kirche, den die ganze Problematik der Zeit bedrängt; ein Mann der Innerlichkeit, der Reflexion, des geduldrigen Zuhörens und langen Zuwartens; ein Mensch von gespannter Elastizität und schöpferischer Imagination, wie sie sich etwa in den überraschenden Reisen und Gesten des Papstes manifestiert; ein Mensch, der nicht nur intellektuell Verständnis für den modernen Menschen aufbringt, sondern selbst einer ist. „Er gleicht manchem unserer Denker, namentlich aber unserer Künstler. Der Papst denkt nicht nur so wie wir . . ., er empfindet, er ängstigt sich, er leidet auch wie wir. Von daher ist seine Ähnlichkeit mit dem hl. Paulus offensichtlich. Der hl. Paulus hatte die Züge, die ich ‚modern‘ nenne: er rühmte sich seiner Schwachheiten, er bezeichnete sich als zerrissen, als versucht, als schwach, als unsicher. Paul VI. gleicht in seinen Bestrebungen, in seinen quälenden Sorgen, in seiner ganzen Natur dem Menschen unserer Tage. Damit erneuert und rehabilitiert er gewisse Dinge, Auffassungen und Gefühlslagen, die als suspekt galten. Er gibt den vorausseilenden Geistern, die vor allem seit zwei Jahrhunderten in der Kirche zu leiden hatten, Anerkennung und Zuversicht. Gelitten hatten sie nicht, weil ihre Ideen mit dem echten kirchlichen Denken in Widerspruch gestanden hätten, sondern weil ihre Gefühlslage, ihre Forschungsmethode, ihre ‚existentielle Schwierigkeit‘ (leur difficulté d’être) in den hohen Stellen der Kirche nicht vertreten waren und daher ohne Echo blieben, was unter Umständen härter sein kann, als unverstanden bleiben“ (F 133 f., D 113 f.).

In den Päpsten Johannes und Paul sieht Guitton ein Doppelgestirn. Das Konzil ist ihr gemeinsames Werk gewesen. Ihre unterschiedliche Funktion kleidet er in ein Bild:

„Ich sehe, wie Papst Johannes eine Caravelle startet und hochzieht. Im unendlichen Raum sind jedoch alle Richtungen möglich. Die Caravelle steigt und steigt – wie soll sie wieder auf den Boden zurückfinden? Da verschwindet der erste Pilot, und der hinter ihm

saß, nimmt seinen Platz ein. Er hätte nicht die Kraft gehabt zu starten; aber er hat die Kraft, zur Erde zurückzuführen, eine Landepiste ausfindig zu machen, die Flügel auszubalancieren, die aerodynamischen Bremsen zu betätigen und schließlich ohne Erschütterung aufzusetzen ... Zweifellos waren diese beiden Charaktere notwendig“ (F 135, D 115).

Guitton hat auch Johannes XXIII. gekannt und berichtet von ihm unter anderem folgenden Zug: „In Castel Gandolfo zeigte mir eines Tages Johannes XXIII. die Sternwarte in der Ferne: ‚Sehen Sie‘, sagte er, ‚dort drüben sind die Jesuitenpatres; die kennen den Stand der Gestirne, ich nicht. Ich gehe Schritt für Schritt vorwärts in der Nacht wie Abraham“ (F 41, D 39).

Guittons Buch ist ein Beweis mehr dafür, wie stark Paul VI. französischem Denken verpflichtet ist, wenn er im Alltag auch nicht so oft französische Dichter zitieren wird, wie es hier geschieht. Deutsche Namen begegnen seltener. Meist begegnen wir ihnen im Mund des Pariser Professors, der fünf Jahre in deutscher Kriegsgefangenschaft gelebt hat. Der Papst offenbart eine große Vertrautheit mit Augustinus, Dante, Newman. In der Bibel ist Paulus der Mann seines Herzens.

Doch es kann hier nicht unsere Absicht sein, die ganze reiche Thematik des Buches darzustellen, seine Aussagen über das Konzil, die ökumenische Bewegung, den Laien, die Ehe, den Priester.

Allmählich wird der Leser, der sich nicht abschrecken ließ, weiterzulesen, mit dem Buch ausgesöhnt. So einhellig die Kritik die „Hofluft und die Eitelkeit“ (Prof. Roegele), die „parfümierte Atmosphäre“ und „diese Art von Salon“ (Mario von Galli), die peinlich berührende „Indiskretion“ (Carl Amery) und „die kaum erträgliche byzantinische Suada“ (Karl Otmar von Aretin) hervorhebt, so kommt sie in vielen Fällen denn doch auf das trotz allem Wertvolle zu sprechen.

Schließlich fügen sich die Dialoge und die Zwischenberichte zu einer wahren Biographie des Papstes zusammen. Man begegnet seiner Heimat Brescia, die gar nicht so weit vom

Bergamo Roncallis entfernt liegt. Man begegnet dem Knaben und seiner Mutter, dem Vater und den Männern, die auf ihn Einfluß hatten. Der Weg führt über Rom nach Mailand. Allmählich beginnt uns das Geheimnis eines Lebens zu berühren, das wie von unsichtbarer Hand seiner Bestimmung entgegengeführt wird. Man erlebt Last und Glück im Leben des Mannes, dem das Fischeramt übertragen wird. Mit das schönste an dem Buch ist, wie dort die universale Vaterschaft des Papstes hervortritt, nicht als theologische These, sondern als erlebte Ergriffenheit.

Ein Wort zur deutschen Ausgabe: Die Übersetzung ist im ganzen zuverlässig. Sie sucht nicht die letzten Schwingungen des sensiblen Guittonschen Stils nachzuempfinden. Sie beschneidet lyrischen Überschwang, kürzt um ganze Abschnitte und wählt eine nüchternere Sprache. Wir halten das für berechtigt. Auch so bleibt noch der Lyrismen genug übrig.

Unergründlich bleibt, warum der ernste Aufruf des Papstes zur Abrüstung unter den Tisch gefallen ist. Er steht im Original auf Seite 339 und ist in der deutschen Ausgabe auf Seite 283 nach Zeile 7 einzufügen. Er sei zum Abschluß mitgeteilt: „Ich kann nur mit Entsetzen den Militarismus betrachten, der nicht etwa der legitimen Verteidigung eines jeden Landes gilt (um auf diese Weise die Aufrechterhaltung des Friedens sicherzustellen), sondern der nur darauf aus ist, in den Besitz einer immer mörderischeren Bewaffnung zu gelangen. So werden gewaltige Energien mobilisiert, wird eine Psychologie des Machtbewußtseins genährt und der Friede auf die unmenschliche Basis gegenseitiger Furcht gegründet. Im Hinblick darauf wage ich den Wunsch, daß die Männer an der Spitze der Völker eines Tages mit Klugheit und Großmut zur Abrüstung schreiten mögen. Möchten sie in Zukunft daran denken, gewisse Rüstungsaufwendungen (und wäre es zunächst auch nur teilweise) humanen Zwecken zuzuleiten, nicht nur zum Besten des eigenen Staates, sondern auch, um den Entwicklungsländern zu helfen. Hunger und Elend, Krankheit und Unwissenheit rufen um Hilfe.“

Franz Hillig SJ